

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 18 (1914)

**Artikel:** Umbrische Reisegeschichtlein  
**Autor:** Federer, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572616>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Veilchen

Auf meinem Tisch die Veilchen  
Trug liebe Hand herein,  
Und wart' ich noch ein Weilchen,  
So blühn sie auch am Rain.

Und wart' ich noch ein Weilchen,  
So blühn sie auch am Wald  
Und schlingen blaue Seilchen *ausch!*  
Sich durch die Wiesen bald.

Und warten noch ein Weilchen,  
Das will ich ruhig am,  
Da mir vom Lenz ein Teilchen  
Schon in die Stube kam.

Ernst Zahn, Göschener.

## Umbirsche Reisegeschichtlein.

Von Heinrich Federer, Zürich.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

### 4. Nach Amerika.

In der alten Bergstadt Aquila hatte ich mich zweier Gräber wegen ein Weilchen aufgehalten. Im einen Grabe ruht der Mönch und Demokrat Bernardino von Siena, der gewaltigste Prediger des fünfzehnten Jahrhunderts. Er dominierte nicht bloß gegen die Lauheit und Schlechtigkeit der Massen, sondern redete besonders gern auch den Fürsten Italiens ins Gewissen und fürchtete sich nicht, den Gonzaga und Este und Visconti ihre volkaussaugende Politik als Sünde vorzuwerfen. Brot für die Seele, aber auch Brot für den ausgemergelten Leib seines lieben Volkes heischte er. Auf einer Missionsreise nach Neapel streckte den lärm- und kampfgewohnten Mann ein plötzlicher Tod hier in der stillen Abruzzenstadt nieder.

Das andere Grab am andern Ende der Stadt gehörte dem armen Einsiedler Petrus, den das Konklave im Jahr 1298 zum Papst erwählt und aus seiner Wildnis geholt und beinahe mit Zwang gekrönt hatte. Unglücklich war der Eremit, und seine Einfalt wurde von der ganzen Welt mißbraucht. Rasch dankte er wieder ab, entfloß, ward gefangen und starb in der Haft seines Nachfolgers vor Heimweh nach den Tannen und Quellen des Gran Sasso und der Freiheit und dem Frieden seiner Bergklausen.

Als ich nun von der Kirche Bernardinos zum Grab des Einsiedler-Papstes pilgerte, das an einem Zipfel des Weichbildes liegt, konnte ich eine gute Zeit lang nicht recht vorwärtskommen. Es drängten sich Frauen und Männer und Kinder mit großen

Bündeln auf dem Rücken und langen Stecken in der Hand die Gasse hinaus. Da stand eine Menge Karren bereit, hochbeladen von Kissen und Körben und von den ungeduldigen Buben schon hin- und hergestoßen. Die Burschen trugen dicke braune Samthosen. Die Weiber hatten steife Wolldecken unter dem Arm. Es galt jedenfalls ein großes Stück Weg.

Die Männer sahen ernst, etliche ältere gleichgültig drein. Die Frauen hatten Tränen in den Augen. Aber die Kinder lachten, und ihre Köpfe zappelten, und die Knie der acht oder neun Knaben vor allem zitterten vor Reisselust. Alle Gesichter waren weich und feucht wie nach Rüssen und Umarmungen.

„Avanti!“ rief ein großer älterer Mann an der Spitze, schwenkte nochmals den breiten Filzhut gegen ein Fenster und schritt voraus.

„Orsu!“ Die Truppe mit Bündeln und Karren setzte sich gegen den Bahnhof in Bewegung.

„Maddalena!“

Eine dünne, alte, heftige Stimme schrie das irgendwoher.

„Nicht zurückschauen! Nicht zurückschauen!“ murmelten sich die Pilger zu, und man schob eine hübsche junge Frau in die Mitte zwischen zwei schwerfällige Männer.

Aber da blitzte der Schrei wieder durch die Luft, scharf und blutend: „Maddalena!“

„Coraggio!“ brummten die zwei Männer und flemmten die Bedrängte mit den Ellbogen fester.

Aber das Weib ward bleich, zitterte, wandte sich langsam, mühsam um.

„Fanciullina mia, fanciullina mia!“ flang es jetzt wie ein Trompetenruf. Das war so hell und dringend, daß die Frau sich losriß, mit ein paar Stößen durch den hintern Zug rang und die drei plumpen Stufen zum nahen Haustor emporflog, in die ausgebreiteten Arme einer alten, kleinen, schwer verrunzelten Mutter.

Man hörte nur Schluchzen und Küsse. Es war ein hartes Trennen.

Der Zug stockte. Die ganze Gesellschaft kehrte sich um und sah unwillig und doch mitleidig zu. Was hatte es gekostet, der Alten lebewohl zu sagen, schon drinnen in der Stube! Und das alte Weiblein hatte versprechen müssen, nicht herauszukommen, bis der Zug vorbei sei. So geschehe die Trennung am leichtesten. Dafür bekam sie nochmals drei warme Küsse. Aber als sie nun die Karrenräder rollen und den Schritt der Männer auf dem Holzpfaster hörte, übernahm es ihre alte heiße Seele, und sie stürzte zum Tor hinaus und schrie, wie ein geängstigtes Drosselweibchen dem Jungen nachschreit, das heute flügge ward und eigene Wege sucht. Hinter ihr stand der Vater, noch älter und runzliger. Aber er nickt, lächelt und sagt immer: „Sta bene, sta bene!“ Er will an der lautlosen Umarmung von Mutter und Tochter nicht teilnehmen. Aber er singt mit seiner Greisenstimme dazu ganz zufrieden: „Sta bene!“

„Giorgio!“ gebot nun die junge Frau über die Achsel der Mutter in die Gasse hinab.

Auch das noch! Der Schwiegersohn, Maddalena's Gemahl, stößt seinen Buben aus der Reihe. „Geh,“ murrt er anscheinend böse, „und gib der Nonna noch einen Kuß! Aber recht, nicht wie vorhin! Lauf!“

Der schlanke Junge, mit dem schmutziggelben Gesicht, den rabenschwarzen Krausen und mit Zähnen, die wie scharfe silberne Näge aus dem hungrigen Maul blitzen, wendet sich zurück in die Schar. Er will nicht. Siebzehn Jahre zählt er. Das ist zu viel, um vor allen Leuten auf der Straße eine uralte Donna zu küssen. Ja, das Kind Benedetta nebenan auf dem Karren, das küßt er vor der ganzen Stadt. Er hat glänzende, schon etwas trübe Augen, und um seine magern Wangen spielt etwas wie Leidenschaft. Wahrhaftig, der hat schon reichlich gefüßt! Aber hier will er nicht. Er verbirgt sich unter den andern Köpfen.

„Giorgio!“ befiehlt nun die junge Mutter fast drohend.

„Wohin reisen denn diese vielen Leute?“ frage ich einen zuschauenden Mann in blauen Hosen mit roten Schnüren. Es ist der Polizeikapitän del Sere.

„Nach Amerika — Argentinia... Hier haben die jungen Leute nichts zu tun als zu hungern!“

„Ah, nach Amerika! Jetzt begreife ich.“

„Signore, dort müssen sie schwer arbeiten. Aber sie haben zu essen und bekommen Silber, wahrhaftiges Silber. Nur für uns Alte ist das nichts mehr.“

Die Alten haben nichts mehr zu suchen! Die Alten müssen zu Hause sterben... Aber schau, schau, nun geht Giorgio doch hinauf. Wußt' ich's doch!“

Jawohl, der Bub sieht Großmutter nie wieder. Es ist wahr. Also springt er rasch mit einem Schritt die drei Stufen hinauf, rot bis unters Stirnhaar vor Scham. Und die Greisin läßt ihre Tochter los und nimmt dafür ihren angebeteten Enkel an beiden hüpfenden Backen in ihre dünnen Hände, schaut ihn mit schwimmenden Augen ganz nahe an und verfüßt ihn. „Tu, tu... O tu!“ stöhnt sie. Geschaukelt hat sie ihn, gepäppelt und verhätschelt, so bös und stolz er war, und nun entschlüpft er ihr für immer, dieser ewige Quäler und ewige Erquicker ihres Alters! Ach, sonnenlos ist, was noch kommt!

„Addio! Ich werde dir Geld schicken, Nonna!“

„Ach, was ist das, Geld! „Aufs Wiedersehen,“ sagt sie, „aufs Wiedersehen!“

Das kommt er nicht erwiedern, nein. Groß ist das Leben, das nun kommt. Großmütter sterben wie Fliegen weg, schon eh' es recht beginnt. Sehen wird' ich dich nie mehr. „Addio, Nonna! Addio! Bald schreib' ich dir!“

„A rivederci!“ behauptet die Alte steifnigg und küßt ihm nochmals beide magern Backen und den frühumflaumten Mund.

Aber jetzt ertönt von der Spitze des Zuges gewaltig wie Donner: „Avanti!“ Der Führer ruft es und weist die Straße hinab. „Il treno, orsu!“

Flink remmen Maddalena und Giorgio stiegab und versinken im Zug. Tapp, tapp, tapp marschiert die Kolonne vorwärts. Da sieht Giorgio, noch immer gerötet, nach dem Kind auf dem Karren vorne. Wie Benedetta ihm das Gesicht durchmustert! Sie hat alles gesehen und gehört. Am besten das Küsse. Und jetzt forscht sie mit halboffenem Mäulchen den hübschen Jungen an, warum er wohl so geliebt und so gefüßt wird. Da reißt der nimmerfaule Bursche seine nassen heftigen Lippen auf, schlägt mutwillig die Augen zusammen und beugt sich drohend vor, als wollte er das Dirnlein gleich wie ein Kirschendieb vom Ast beißen und erbarmungslos verschlucken. Der Spitzbub, wie gefährlich er aussieht! Das Mägdlein startt ihn noch ein willenloses Momentchen an und kehrt sich dann erschreckt um. Aber Giorgio lacht weiter. Diese Kirche und noch viele Kirschen, bei Gott, er wird sie stibizien!

Von der Hausstiege nicht der kindische Alte noch immer: „Sta bene, sta bene!“ Dann schlurft er ins Haus. Aber die Nonna schaut dem Zug nach, mit benden Händen sich an den Pfosten haltend, und flüstert immer leiser: „A rivederci, a rivederci!“ Dann grüßt sie etwas aus der Tasche. Gott, wie närrisch, einen Pfirsichstein! Vom ersten Pfirsich dieses Jahres: Giorgio hat die samtene Frucht vor ihren Augen gegessen und das letzte rote Fleisch wie ein junges Raubtier vom Stein gekerbt. Wie seine Augen glänzten und ihm der Saft von den weißen Zähnen tropfte! Dann gab er ihr großartig den Stein zum Geschenk. „Ecco, Nonna, muß auch was davon haben!“

Ei der Tausend, den will sie sogleich in einen Blumentopf stecken!

Und sie sitzt am Topf und wartet bis ein grüner Schimmer herausblüht. Das wird in einem Jahre geschehen. Dabei vergeht die Zeit. Und noch drei Jahre wird sie warten, dann blüht das Geschöpflein. Und so vergeht die Zeit. Und in zehn Jahren — o, sie hätte Geduld für hundert Jahre! — aber schon in zehn Jahren wächst ein Pfirsich daran. Ganz gewiß! Und das ist Giorgios Pfirsich, fast wie aus seinem Mund gewachsen. Den muß er wieder essen, damit sie den Stein bekommt, o ja, a rivederci, kein Zweifel, so geht es weiter und weiter. Lustig über ihr graues nasses Runzelgesichtlein hüpfst dieser Traum, und behend wendet sich das kleine Frauelein und trippelt ins dunkle Haus hinein, um den schönsten ihrer vielen schönen Blumentöpfe auszulesen. In der fernen ungeraden Straße verschwindet der Zug auf einmal.

„Sie haben noch viel Zeit,“ murmelt der Capitano, „und pressieren so! Kurios, immer pressieren sie so! Das sind acht Familien. Im April waren es auch acht!“

„So viele!“

„Und letztes Jahr sind vierundsiebenzig Menschen hinübergereist!“ Er deutete über den Monte Belino, wo nach seiner bescheidenen Globuskenntnis Argentinien liegen mußte.

Traurig gestimmt zog ich weiter. O Bernardino di Siena, sei froh, daß du das nicht siehst! Nicht einmal Brot hat dein Vaterland für seine Kinder mehr. Die halbe Welt müssen sie durchsuchten um eine Krume zum Sattwerden. Und das andere Brot, ohne das man bei allen Fleischtöpfen Aegyptens und Argentiniens hungert, ach, Bernardino, wer gibt ihnen das andere Brot?

(Fortsetzung folgt).

## Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Also war auch im Marquardtenhause nach solchem Winter der Frühling wieder ein Eisbrechen und ein Aufstauen aller Bächlein und Ströme der Hoffnung nach ihrem Meere. Das Jahr aber versprach Gutes, und die Lust war wie eine weiße Wolke über dem Obstgarten. Das Wetter war fruchtbar und ein göttlicher Wechsel von Sonnenschein und mildem Regen, und das Gras schoß bald wie ein dicker grüner Wald empor, sodaß die Bauern gen Rostniz Vieh laufen gingen. Da führte denn auch der Marquardt eines Abends einen starken schwarzen Geißbock am Strickle das Land herauf nach seiner Hoffstatt und freute sich seines Raufes; denn er wollte wieder eine Zucht und eine Bauersame haben, und sollte es auch nur die eines Geißbauern sein.

Als die Marei andern Morgens die Stalltür öffnend des schwarzen Untiers gewahr ward, fiel sie ein heftiger Schreck an, daß sie zu zittern begann. Aber gleich schämte sie sich ihrer Angst, und wie zum Troste trat sie näher und fuhr dem Tiere mit den bebenden Fingern es kaum berührend, über die wirren schwarzen Rückenzotteln, also daß der Bock mit kurzem eigenwilligem Rucke den Kopf seitlich senkte und die Marei roten feurigen Auges von unten her anglohte, wild, fremd, seltsam, daß sie unwillkürlich zurücktrat, unwillig fast — und da gedachte sie plötzlich eines Bildes aus ihrer Kindheit, das ihr einst der Vater in der alten Bibel gewiesen, so Satanas den Verführer darstellte, wie er in Gestalt eines schwarzen Bockes, aufrecht aus einem Busche lauernd mit großen roten Augen, auf den Gang des Nazareners in die Wüste wartete, damit er ihn von der Höhe des Berges in den Abgrund stöße. Und wie sie da, des Bildes gedenkend, lächeln mußte, schlug sie doch wieder einsmal das Kreuz und überfiel sie wieder einsmal die Angst und die Ahnung. Der Bock aber glotzte sie noch immer an, roten großen Auges, und zeigte das Weiße. Und dann schalt sie sich wieder töricht und abergläubisch. War sie denn nicht gestürzt und gestraft und gebüßt genug und Fastens satt, ob sie gleich nicht in der Wüste wohnte?

Mit solchen Gedanken wollte sie sich Angst und Ahnung aus dem Gemüte bannen, aber es wurde ihr schwer und gelang nur schlecht. Wie es nun einmal vielen Menschen gegeben ist, daß sie auf die Zeichen und Stimmen der Natur mehr als auf die Worte der Propheten gehen, so hatte sich auch von Stund an der Marei eine ganze Traurigkeit bemächtigt, daß sie oft vom Tode sprach und vom Sterben und die Kinder lehrte die „Todsangst“ beten.

Es war ein herrlicher Maien: die Lust ohne Hagel vorbei, das Gras früh und hoch, dazu wallte die Saat dick aus dem Boden wie die Wolle eines jungen Hundes. Die Bauern aber waren des vergnügt und froh, lachten und opferten zuweilen auch, heut in der Kirche, morgen im Leien, wie's sich gerade traf. Da schlossen auch dem Marquardt alte verdeckte Hoffnungen wie Grasbüschel aus seinem Herzen wieder auf, daß er sie mit Liebe hegte und nährte, wie Kinder, und in die Kirchen lief, für sie zu beten.

Ein heller heiterer Heiligkreuztag war angebrochen, da sie vom ganzen Unterland und vom See junge Buchen- und Eschenstauden, mit Frucht und Ähren und Symbolen der Ernte aller Art behangen, gen Kreuzlingen wallfahren trugen zum Heiligkreuzbild. Da hatte denn auch der Marquardt sich in aller Morgenfrühe aus dem Wald ein ragend Eschenstämmlein geholt und sich daraus einen „Balmen“ zurechtgeschmückt. Den wies er seinem Großen, dem Marquardlein, und hieß ihn zugleich, der Ziege und der Kinder hütten und der Mutter gehorjamen, indes er für sie alle zum Heiligkreuzbild wallfahren gehe. Denn im Grunde war er ein frommer Mann, und da der Tag schön und heiß war, dachte er einer guten Andacht und eines gesegneten Durstes und Weines teilhaft zu werden. Pflegten doch die vom See bei solcher Gelegenheit auch ihren „alten Roten“ zur Weihe vorzuführen.

Eine Stunde vor Vesper, als die Sonne etwas nachgelassen und die ob der Hitze wild gewordenen Fliegen sich müde gesurrt, schickte die Mutter das